

DOI: https://doi.org/10.56550/d.1.2.1	Original research article	
Received on: February 4, 2022	Accepted on: December 17, 2022	Published on: April 27, 2023

Hans Lenk

Karlsruhe Institute of Technology
hans.lenk@kit.edu

PHILOSOPHIEREN ALS KREATIVES TRANSZENDIEREN

Zusammenfassung

Reflektierendes Überschreiten ist ein wesentliches Moment für das kreative Philosophieren. Es meint das kreative Transzendieren von Grenzen, z. B. Klassengrenzen, Mengengrenzen oder Abgrenzungen. Begriffliche Dimensionen innerhalb einer spezifischen Ebene oder Schicht beim Vergleich verschiedener Arten ist eine Sache, das Überschreiten von Schichten der Symbolbildung, also das Aufsteigen, ist eine andere. Man muss also die Überschreitung von Art- oder (Gattungs-)Begriffsgrenzen in ein und derselben Schicht vornehmen (beispielsweise bei der biologischen Artenbildung oder bei der im Alltag nachvollzogenen Artenbildung) und sie von der Überschreitung von Schichtengrenzen im Sinne der Metastufenüberschreitung unterscheiden. Man sollte allgemein das kreative Aufsteigen auf höhere Meta-Ebenen wieder mehr schätzen!

Schlüsselwörter: reflektierendes Überschreiten; kreatives Transzendieren; kreatives Aufsteigen

PHILOSOPHISING AS CREATIVE TRANSCENDING

Abstract

Reflective transcending is essential for any creative philosophizing. What I mean by this is the creative transcending of limits and boundaries such as, e.g., borders of classes, any sets or delimitations. Conceptual dimensions within a specific level or stratum in comparing of different species is one thing, the transcending of levels and ascending to a higher one is another matter. Such a semantic or level ascent is often a hallmark of creativity – according to some classical philosophers mentioned in the

paper. In general, one should, once again, hold the creative ascent to meta-levels in philosophy in higher esteem!

Keywords: reflective transcending; creative transcending; creative ascent

Es ist eine Mär von alters her: Das Philosophieren soll angeregt worden sein von dem *Staunen*. Das Staunen („*thaumazein*“) haben jedenfalls Platon (Theaet. 155 D) und Aristoteles (Met. I 2, 982 B 12) in den Vordergrund gestellt. Das Staunen galt als „der Anfang des Philosophierens“. Nichts gegen das Staunen! Es ist edel, hilfreich, schön und gut - aber vielleicht ein wenig zu passiv, jedenfalls für unsere abendländische Aktivitätsgesellschaft. Es braucht auch kreative Begeisterung und zudem „*Begeisterung*“! Nur beim Staunen zu verbleiben, wirkt dem modernen handelnden und wirkenden Menschen fast ein wenig zu antiquiert. Hieß es doch geradezu goethisch an einer jetzt geschlossenen Fischbacher Malerwerkstatt im badischen Fischbach/Friedrichshafen:

„*Wirk und werde!*“¹

Wenn man jedoch traditionell vom Menschen als dem *Homo faber* spricht, so sollte man auch vom *Homo technicus* oder in allerneuester Zeit vielleicht eher etwas ironisch vom *Homo technologicus digitalis scientificus* (oder gar *digitalis-diabolicus*) reden. Dies scheint heutzutage wohl noch treffender, weil das Technologische gleichsam die systematisch umfassenderen, die system- und informationswissenschaftlichen Verfahren mit einbezieht, welche

¹ Man kann sich hier kaum verkneifen, der heutigen Medien- und Mode(l)-Gesellschaft ins Stammbuch zu schreiben: „*Wirk und werde!*“ –

Zum Amüsement des Jubilars Jure, dem ich herzlich gratuliere, ergänze ich mein ironisches Gedichtchen:

Wirk und erbe

Aus „*Wirk und werde*“

wird heute „*Wirk und werbe!*“ -

nicht gar Goethes Erbe

wie dessen „*Stirb und werde*“.

Solch ein „*Wirk und werbe*“,

falls es wirklich werde,

würde künftig *unser* Erbe -

als symbolische Gebärde:

Also gilt auch „*Wirk und erbe*“.

(Tout cela est vraiment merde.)

die Technik, die älter ist als die Wissenschaft, heutzutage tatsächlich in einer digitalisierten Form zu vereinheitlichen trachtet – und zwar in wahrhaft staunenswerter Ausweitung, welche die traditionellen Begrenzungen des Menschen und seiner biologisch gegebenen Fähigkeiten zu überschreiten scheint.

Man charakterisiert den Menschen u.a. auch als das kreative oder schöpferische Wesen, als den *Homo creator*. Ihm, dem kreativen Menschen, wird besonders das Schaffen von Neuem zugeschrieben: Dieser Drang nach Neuigkeit wird in der Biologie, insbesondere in der Verhaltensforschung, als die Neotenie des Menschen bezeichnet. Diese ständige Ausgerichtetheit auf Neues, auf neue Erfahrungen, Exploration der Umgebung; man nennt dies in der Verhaltensforschung ein Appetenzverhalten, das sich in explorativen Suchverhalten äußert. Deswegen könnte man im Zusammenhang mit dem *Homo creator* schon als biologisches Merkmal ergänzen: *Homo nova petens* (*appetens*), der stets Neues erstrebende Mensch. Oder eben in Anlehnung an den ethologischen Begriff „Neotenie“: *Homo neotenus*. Diese etwas „verballhornte“ Wortbildung soll das soziobiologische Ausgerichtetsein auf das Neue, auf Neuigkeit, auf Wandlung, auf Veränderung betonen. Solches gilt aber nicht nur biologisch, sondern erst recht im Kulturellen. Und damit muss der Begriff über das Biologische hinaus ausgeweitet werden. Dies wiederum trifft auch im Zusammenhang mit dem technischen oder technologischen Menschen² zu. Der Mensch versucht Neues zu schaffen, zu erfinden. Man könnte also von dem innovativen Menschen, *Homo innovans* (*innovare*), sprechen – was natürlich voraussetzt, dass der Mensch wirklich in der Lage ist, auf Künftiges vorzugreifen, dieses vor auszusehen, vor auszudenken. Das ist ein altes, antikes Motiv, nämlich das Motiv des Prometheus. Also: *Homo providens*, der vorausschauende, vorausdenkende Mensch oder – eben in Anspielung auf den griechischen Mythos – der *Homo prometicus*. „Prometheisch“ heißt ja „vorausdenkend“, während Epimetheus, der Bruder des Prometheus, der angeblich alles Üble über die Menschen gebracht hat, der „Hinterherdenker“ ist, nicht nur der

² Man kann natürlich, wenn man vom Menschen als dem *Homo faber* spricht – was eine recht traditionelle Kennzeichnung ist – ergänzend auch vom *Homo technicus* oder *Homo technologicus* sprechen. Dabei ist „technologicus“ heutzutage vielleicht treffender, weil das Technologische gleichsam die systematisch umfassenderen, die technikwissenschaftlichen Verfahren miteinbezieht, welche die Technik, die älter ist als die Wissenschaft, heutzutage tatsächlich in einer verwissenschaftlichten Form zu vereinheitlichen trachtet. Das ist ein sehr interessantes Thema, das hier aber nicht weiter behandelt werden kann.

„Nachdenkliche“ (was ja heutzutage auch sehr nötig ist): Er ist der Hinterherdenkende, der immer nur *reagiert*.

Lichtenberg sprach vom Menschen als dem „Ursachen-Bär“ oder „Ursachen-Tier“ (J, 1826). Diese Charakterisierung müsste vielleicht noch ergänzt werden: Das nach Gründen und Zwecken suchende Tier; das ist auch eine Charakterisierung, die in der Tradition zuweilen vorkommt: *Homo ratiocinans*, der rasonierende, der durch Argumente begründende Mensch – Gründe und Begründungen müssen nicht nur Ursachen sein, sondern solche können auch Zwecke, Ziele oder Normen, Regeln, der Anspruch auf Verantwortlichkeit u. ä. sein. Ferner müsste es beim *Homo ethicus* oder *moralis* als Alternative auch heißen: *Homo normativus*. Der Mensch ist das der Normen fähige Wesen, das sich Normen unterstellt, nach Normen urteilt, sich selber und seine eigenen Handlungen beurteilt. (Das ist ja das wichtige performative Element der Kriterien und der Beurteilung unter dem Gesichtspunkt des leistenden Wesens.)

Die Charakterisierung des Menschen als des Wesens, das Verantwortung übernehmen kann, scheint mir besonders wichtig zu sein: Verantwortung ist ein spezifisch menschlicher Begriff. Wir neigen nicht dazu, Tieren Verantwortung zuzuschreiben, obwohl es Schäferhunde gegeben hat, die zum Tode verurteilt worden sind. (Aber üben nicht auch Schimpansen – z. B. in Gestalt des Horden-Paschas – soziale Kontrollen aus, ziehen sie nicht auch Gruppenmitglieder gleichsam „zur Verantwortung“? Zumindest kommen beobachtbar Sanktionen vor!) Dass der Mensch nicht nur das Verantwortung tragende, sondern auch das sich an und nach Werten orientierende Wesen ist, ist sicherlich wichtig. Wobei Werte in diesem Zusammenhang zu verstehen sind als Werte, die sprachlich dargestellt, die bewusst aufgenommen und verstanden, planmäßig befolgt, im Handeln und Orientieren des Handelns *angewandt* werden (können) – und nicht nur als unterbewusste, im Verhalten indirekt erst aufscheinende Zielorientierungen auf bevorzugte Zustände hin, wie das bei Tieren der Fall ist: Auch ein Tier möchte nicht hungrig oder durstig bleiben und ist auf bestimmte Zielorientierungen – hier: Sättigung – hin ausgelegt. Diese Orientierungen könnte man geradezu „biologische Werte“ nennen. Es sind jedoch die *nicht*biologischen Werte, die weitgehend charakteristisch für den Menschen sind. Die traditionellen Auffassungen in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, wie der *homo oeconomicus*, *politicus*, *sociologicus*, sind natürlich Modell-Konstrukte, die eine Rolle spielen, die aber in keiner Weise ausreichend sind, um alles zu umfassen, was man zur Darstellung des Menschen berücksichtigen muss.

Der Mensch übersteigt prinzipiell jedes Rollenmodell, jede Reduktion auf eine Rolle. Marx und in der Folge viele andere haben den Menschen als das *arbeitende* Wesen verstanden, das die Natur bearbeiten muss, um überleben zu können, aber auch um sich selber gleichsam in einem Produkt einer Arbeit, in einem *Werk* darstellen, „auslegen“ zu können. Das ist eine Idee, die von Fichte stammt und weitgehend von der philosophischen Anthropologie übernommen wurde, z. B. von Gehlen.

Entscheidend ist sicher, dass der Mensch nicht durch einen einzigen Zug allein charakterisiert werden kann. Der Mensch ist ja traditionell das Wesen, das im biologischen Kampf ums Überleben vergleichsweise viele Mängel aufweist: Er hat keine natürlichen Waffen, er hat nur seine Flexibilität, sein Gehirn, die Versatilität seiner Hände, seine Sprache, seine Möglichkeit, Symbole zu entwickeln, und ist dadurch – durch diese Kombination und deren Flexibilität und Fähigkeit zur Anpassung an die unterschiedlichsten Umwelten – den Tieren überlegen. Das ist ein weites Feld, die Geschichte einer langen Entwicklung. Doch auch diese Fähigkeit des Kompensierens³, des Ausgleichens, des Überkompensierens geradezu ist nicht ausreichend. Nietzsche hat den Menschen als das noch „nicht festgestellte Tier“ aufgefasst – im Doppelsinn: Einerseits ist noch nicht festgestellt, was das Wesen des Menschen ist, andererseits ist er auch nicht fixiert, sondern flexibel, vielfältig; er ist das auf alle möglichen Variationen ausgreifende Wesen. Die *Flexibilität* ist also ein Charakteristikum des Menschen. Es ist das flexible, das flexibelste Wesen, das Möglichkeiten zum Wandel und die Fähigkeiten zur gelernten Anpassung hat.

Wichtig ist, dass alles dies koordiniert werden muss in einem Einheitszusammenhang, der auch ein menschliches Charakteristikum eigener Art ist: Der Mensch ist das auf *Ganzheitlichkeit* ausgerichtete und bedachte Wesen. Das gilt insbesondere in Bezug auf die traditionelle Charakterisierung, die bereits aus dem Altertum stammt – von Poseidonius –, die Kennzeichnung des Menschen als des *kulturellen Wesens*: *Homo culturalis*, ja, *homo culturans et cultus* (sozusagen „culturus“). Wobei „Kultur“ gleichsam verstanden wird als die zweite Natur des Menschen: Der Mensch lebt in einer künstlichen Natur, einer kulturgemachten, zweiten Welt. Auch hier müsste man näher umschreiben, wodurch eine solche Kulturbindung charakterisiert ist: Sie ist insbesondere dadurch gekennzeichnet, dass der Mensch nicht nur im

³ Das gilt auch, wenn wir neuere Auffassungen hinzunehmen, wie etwa die von Odo Marquard, der den Menschen als den Kompensierenden verstanden wissen will, also als das Wesen, das Mängel ausgleichen kann.

Sinne von Normen handelt, also das ethische, das urteilende und stellungnehmende Wesen ist, wobei „urteilend“ als sprachlich repräsentierend zu verstehen ist, sondern auch das handelnde Wesen, das vorsätzlich, planmäßig auf Zielstrukturen und -zustände hin handelt, das insbesondere Zielorientierung und Wertungen, Beurteilungen braucht, um überhaupt leben zu können, um einen Lebensplan machen zu können, um sein Leben *führen* zu können. Der Mensch ist kein Wesen, das nur vegetiert, sondern er muss sein Leben selbst in die Hand nehmen, er muss sein Leben *führen* – ein Gedanke, der insbesondere bei Plessner vorkommt. Alles das setzt voraus, dass der Mensch die Fähigkeit hat, über den Moment hinauszugreifen, er muss die Fähigkeit haben zu verallgemeinern, er muss Ordnung, Strukturierung, Reduzierung der Komplexität (Luhmann) leisten, um sich überhaupt orientieren zu können. Das ist ein zentraler Punkt, der eigentlich bisher zu wenig hervorgehoben worden ist.

Besonders wichtig in der Philosophischen Anthropologie scheint immer noch Cassirers Werk *Versuch über den Menschen* (von 1944, dt. 1961, 1990), in dem dieser den Menschen als das kulturelle Wesen spezifischer fasst als das *animal symbolicum*, das symbolische Tier, das Symbole verwendende Tier. Hier aber stocken wir, denn ist das Verwenden von Zeichen und Symbolen (konventionellen Zeichen) ausschließlich für den Menschen charakteristisch? Cassirer war wohl noch dieser Meinung. Er kannte zwar durchaus die Ergebnisse der Primatenforschung seiner Zeit (Yerkes, Yale-Zentrum), aber inzwischen hat sich gezeigt, dass auch Primaten und andere Tiere durchaus Symbole verwenden, sogar Ansätze zu einer kleinen Kultur entwickeln können. Man denke an das berühmte Makaken-Fräulein Imo in Japan, das nach den Forschungen von Kawai entdeckte, dass Kartoffeln besser schmecken, wenn man sie im Meerwasser wäscht; diese kulturelle Erfindung setzte sich dann auch in den nächsten angrenzenden Kolonien durch. – Die Verwendung von Symbolen ist bei Tieren ebenfalls durchaus vorhanden. Es gibt insbesondere bei Vogelarten die Erkennung des individuellen Partners anhand von Melodien, die *individuell*, aber auch geschlechtsspezifisch charakteristisch sind. *Individueller* Gesang ist symbolisch – was sonst?⁴

Beim Werkzeuggebrauch hat sich, wie erwähnt, längst herausgestellt, dass auch Tiere dazu fähig sind. Die Schimpansen etwa in Kamerun sind,

⁴ Früher habe ich freilich gelesen, dass es bei einigen Vogelarten seltsam zugehen kann, wenn der Forscher eingreift: Wenn man einem Weibchen männliche Hormone (testosteronabhängige) spritzt, dann singt das Weibchen plötzlich die >männlichen Gesänge<. Das gibt doch sehr zu denken.

wie ein Japaner (Sugiyama) gerade herausgefunden hat, sogar in der Lage, Werkzeuge zu benutzen, um ihre Bohr- und Angelwerkzeuge herzustellen. Sie klopfen bei ihren Angelstöcken mit einem anderen Stock erst einmal das eine Ende breit. Sie benutzen also Werkzeuge, um Werkzeuge herzustellen, die sie dann übrigens auch in *unterschiedlicher* Funktion benutzen: den Angelstock etwa mit der spitzen Seite zum Anbohren und Ausbohren der Termitenstöcke, die breitgeklopfte Seite zum Termitenangeln.

Das Angeführte zeigt freilich nur Ansätze auf, aber philosophisch-anthropologisch gesehen sind sie äußerst interessant, weil sie die traditionellen Auffassungen in vielen der angeführten anthropologischen Kennzeichnungen in Frage stellen, problematisch machen. Man kann nicht mehr sagen, der Mensch sei eindeutig dadurch charakterisiert, dass er das Werkzeug gebrauchende oder gar das Werkzeuge herstellende Wesen ist. Und es gibt auch „kulturelle“ Unterschiede bei Tieren, z. B. haben das Ehepaar Boesch und der US-Primatologe Wrangham festgestellt, dass die westafrikanischen Schimpansen offenbar intelligenter sind als die ostafrikanischen: Erstere haben viele Techniken der Werkzeugbenutzung, die im ostafrikanischen Bereich nicht vorhanden sind. Jedenfalls gibt es geographische Bereichsunterschiede und im Ansatz kulturelle Unterschiede.

Apropos das sprechende Wesen: Man hat gezeigt, dass Schimpansen zwar nicht differenziert vokalisches *sprechen* können, weil sie dazu aufgrund ihrer Kehlkopfkonstruktion anatomisch nicht in der Lage sind, aber sie können durchaus Analoges tun, wenn sie auf den Gebrauch von Symbolen dressiert sind; z. B. können sie mit einer Art von Computer umgehen und Zeichen zusammensetzen – sogar zu *Sätzen*: Sie können Sätze *neu* bilden und sinngemäß auf Situationen anwenden. Das ist vielfach gezeigt worden. All das ist natürlich qualitätsmäßig mit der Vielfalt der Variationsmöglichkeiten der menschlichen Sprache nicht vergleichbar, aber es zeigt, dass hier – außer in der Quantität, Vielfalt und Flexibilität – keine allzu großen grundsätzlichen Unterschiede vorhanden sind. Es sind keine Unterschiede, die verschiedene Welten bezeichnen würden.

Also ist auch Cassirers Formulierung vom Menschen als dem symbolischen Tier zu einfach und reicht nicht aus. Man muss hier, denke ich, eine neue Reflexivitätsstufe hinzunehmen. Ich glaube, dass man diesen Ansatz erweitern kann: Der Mensch ist das Wesen, das nicht nur in der Lage ist, Symbole zu verwenden, anzuwenden und zu verstehen, sondern auch dasjenige Wesen, das *seine eigenen Deutungen auf einer höheren Stufe wieder zum Gegenstand von Deutungen* machen kann; (nur) der Mensch kann seine

Deutungen hinterfragen, er kann auf eine höhere Stufe der Darstellung steigen, er kann seine Deutungen wieder deuten, interpretieren. Er kann auf einer Leiter der Reflexionsstufen höhersteigen – und zwar unbegrenzt. Insofern müsste man den Menschen als *das in Metastufungen denkende (denken könnende) Wesen* verstehen, das seine eigenen Deutungen wieder denkend vergegenständlichen, interpretieren und analysieren kann. Man könnte vom *Homo meta-symbolicus* sprechen oder vom *Homo meta-interpretans* oder auch *super-interpretans*. Dabei ist das Überschreiten von Schichten der Reflexion oder Interpretation in diesem höherstufigen Interpretieren eines, aber auch das Überschreiten von Grenzen in *derselben* Deutungsschicht ist ebenfalls charakteristisch. Man könnte den Menschen als das Wesen, das der höherstufigen Deutungen fähig ist und über Begrenzungen in *derselben* Schicht hinausgreifen kann, als das meta- und transinterpretierende Wesen verstehen. Das wäre eine überzeugende Weiterführung von Cassirers Gedanken.

Zu Beginn der achtziger Jahre in dem Buch *Eigenleistung* (1983) hatte ich versucht, eine andere und spezifischere Auffassung des Menschen als des handelnden Wesens zu entwickeln – also über Gehlen hinauszugehen. Der Mensch als das handelnde, das rational planende Wesen – das war die These von Gehlen in den vierziger Jahren (anschließend an Plessner, auf den er sich vielfach bezog, den er aber nur selten zitierte). Doch auch dieses Merkmal reicht nicht aus, denn wenn man Handeln als zielorientiertes oder planungsmäßiges Verfolgen von Strategien auffasst, so können das viele Tierarten auch. Man kann den Primaten z. B. auch das Bewusstsein nicht absprechen, das ist völlig klar. Es hat sich herausgestellt, dass die Schimpansen in der Lage sind, zu täuschen, jemanden in die Irre zu führen, insbesondere die Sexualkonkurrenten. Selbst Hunde und vor allem „schlaue“ Ratten können recht gut Go/no-go-Diskriminationen in Labyrinth-Situationen geradezu schlussfolgernd (i. S. des *modus tollendo tollens* und des *modus ponens*) vornehmen. Alle diese Merkmale, die gleichsam traditionell als Charakteristikum des handelnden Wesens, nämlich des Menschen, galten, kommen – rudimentär, versteht sich – den Schimpansen auch zu. Jedoch ist es für den Menschen charakteristisch, dass er sein Handeln *unter* bestimmte *Kriterien des Erfolges* stellt und diese als Messung im Sinne einer mehr oder weniger erfolgreich durchgeführten, vollendeten Handlung auffasst, diese also nach Gütekriterien bewertet. Der symbolisch handelnde Mensch ist derjenige, der auch die Handlungen nach Kriterien der Güte, des Erfolgs, des Misserfolgs usw. bewertet. Er ist also nicht nur das handelnde Wesen,

sondern er ist das bewertend handelnde oder beurteilend und (be)wertend handelnde Wesen, kurz: das *leistende* Wesen. *Leistung* ist ja eine Handlung, die unter bestimmten Gütekriterien beurteilt wird, deswegen habe ich in Andeutung auf den englischen, mehrdeutigen Ausdruck „performance“ (lat. *performare*) vom *Homo performer* gesprochen. Das heißt, es ist der handelnde Mensch, der *durch* Formen, in Formen, *nach* Normen und Regeln handelt, aber auch solche (höherstufigen symbolischen, repräsentierenden) Formen benutzt, um die (seine und fremde) Handlungen und deren Erfolge zu bewerten. *Homo est animal per formas et de formis sive symbola symbolisque et (per) symbola symbolorum creans, interpretans, repraesentans et agens*: kurz: *Homo (meta-)symbolicitur performans*. Die *Formen* spielen also auf verschiedenen Ebenen eine Rolle. Der Mensch ist das durch Formen, in Bezug auf Formen handelnde und wertende Wesen. In diesem Sinne könnte man sagen, er ist das leistende Wesen, das auf symbolische Handlungen angewiesen ist, er ist also das *symbolisch handelnde* und *leistende* und gleichzeitig, spezifischer, das *metainterpretierende* Wesen.

Wenn man das Gesagte zusammennimmt, dann kann man die anderen Charakteristika einschließlich solcher Auszeichnungen wie den *Tausch*, das Tauschen im Sinne des wechselseitigen Güter- und Werteübertragens, als menschliche Gepflogenheit oder das Reflektieren und rückbezügliche Reflektieren auf höheren Stufen oder das Verwenden von Dokumenten und Symbolen unter diese Merkmalskombination des Metainterpretierens, Bewertens, Leistens usw. unterordnen. Das alles sind Spezialfälle der letzteren Kombination. Auch die Aufgabe eines besonderen *ethischen* Verhaltens, die dem menschlichen Menschen, dem *Homo humanus* (das ist ein Ausdruck aus der Antike, von Cicero), obliegt, kann man leicht damit verbinden. Humanität als Aufgabe, als spezifisches Charakteristikum des Menschen müsste dann aber einer näheren Erläuterung zugeführt werden (Verf. 1998).

Wir hätten also insgesamt ein recht komplexes Bild, wie man den Menschen gleichsam *pluralistisch* kennzeichnen kann – und nur *so* kann man ihn kennzeichnen (vgl. Lenk „Das flexible Vielfachwesen“ 2010). Der Mensch ist das Wesen, das die Fähigkeit hat, symbolisches Denken, Erkennen und Handeln zu verbinden, und für das insbesondere die *Metastufenbildung*, das Reflektieren seiner eigenen Fähigkeiten, die Abstraktion und Reflexion sowie vielfältige Verbindungsfähigkeit charakteristisch ist. Als ein der Metastufenbildung fähiges (meta)symbolisches Wesen ist er darauf angewiesen, sein Interpretieren, seine Deutungen, sein Denken, sein Handeln immer wieder zum Gegenstand der Untersuchung zu machen, zu hinterfragen, zu

problematisieren. Der Mensch ist das Wesen, das die Schichten der Stufenbildung von höherstufigen Theorien, Methodologien der Stufenbildung, höherstufigen Sprachformen immer wieder übersteigen kann – und zwar praktisch beliebig. Er ist das symbolisch transzendierende Wesen. Das heißt, er hat prinzipiell stets eine kumulative Möglichkeit des Aufstiegens. In seinen Deutungen kann er immer höhere Schichten aufsuchen. Er vermag zudem alle Schichten – bzw. besser: jede einzelne Schicht – wieder zu bezeichnen und zu überschreiten, zu übersteigen. Man könnte geradezu von einem „*interpretativen Aufstieg*“ sprechen – in Analogie etwa zu der berühmten Formulierung von Quine, der vom semantischen Aufstieg spricht, dass man in der sprachanalytischen Philosophie statt der Verhaltensweisen die sprachlichen Beschreibungen der Verhaltensweisen untersucht.

Besonders wichtig ist – das sahen wir –, dass der Mensch das metainterpretierende und metaschematisierende Wesen ist, d. h., dass der Mensch in der Lage ist, auf höheren Stufen seine eigenen Deutungen und Konstruktionen und Symbole oder symbolischen Deutungen wiederum zum Gegenstand einer Untersuchung zu machen, also in Schichten höher zu steigen, und eben symbolische Deutungen zu kreieren, zu schaffen, nachzuschaffen durch Verabredung, durch Konventionen zusammenzustellen und gleichsam normativ abzusichern oder zu erfinden, zunächst als Erfindung eines einzelnen, die dann u. U. übernommen werden kann durch die Gemeinschaft. Platon (*Kratylos* 388 ff.) sprach schon über die Erfindung von Begriffen oder von Worten durch den *Onomatourgos*, den Wortschöpfer. Diese Funktion ist aber nicht nur auf Worte, sondern auch auf Ideen und Vorstellungen zu beziehen, heute würden wir von „Sprachschöpfern“ oder „Trendsettern“ sprechen, also von Menschen, die innovativ neue Veränderungen der Sprachformen einbringen usw. Wenn wir versuchen, das Performative (*Homo per formas performans*) und das Symbolisch-Kreative mit dieser Metastufenbildung zusammenzuschließen, dann haben wir in gewisser Weise schon einen Übergang auf das oder eine differenzierte Umschreibung dessen, was man das Kreative beim Menschen nennen kann. Wir könnten beides schlagwortartig zusammenfassen, indem wir vom Menschen als dem *Homo symboliciter performans* sprechen, also dem Menschen, der auf symbolische Weise, durch Metasymbole handelt oder sich ausdrückt. *Homo est animal per formas et de formis et (sive) symbola symbolisque et (per) symbola symbolorum creans, interpretans, agens, repraesentans etc.* Der Mensch ist also das durch Formen und über Formen, durch Symbole und durch Symbolsymbole schaffende, interpretierende, handelnde,

repräsentierende Wesen. Das ist der Ansatzpunkt, den wir oben entwickelt hatten: Der Mensch handelt nicht nur durch Formen, denkt nicht nur in Formen, reflektiert nicht nur über Formen, sondern er ist das Wesen, das höherstufig wiederum über die Formen selber auch reflektiert: Er interpretiert und deutet nicht nur mittels Schemata, d. h. in Strukturmustern, die ihm zum Teil angeboren sind, sondern auch mit solchen, die er erst gebildet hat, die aktiviert, habitualisiert und stabilisiert worden sind – und schließlich interpretiert und kreiert er auch Schemata. Er ist das Wesen, das seine eigenen Schemata hinterfragt, seine Schematisierungen als solche deutet und analysiert. Das machen Tiere – auch die Schimpansen und andere Primaten – eben nicht! Dies ist ein Charakteristikum, das den Menschen *als* Menschen besonders auszeichnet: Er ist nicht nur das *Animal symbolicum*, als das ihn Cassirer zu definieren versucht hat, sondern eben das *Animal symbolicum symbolorum*, das Wesen, das Symbole über Symbole schichten kann, das metasymbolische, das metaschematisierende Wesen: *Homo meta-symbolicus*. Er kann seine eigenen Schematisierungen und Symbolisierungen, seine Zeichenbildungen, Deutungen hinterfragen, zum Thema machen, selbst wieder auf einer höheren Stufe analysieren, interpretieren. Es bleibt dabei zunächst offen, ob Symbole als Zeichen mit Bedeutung aufgrund einer Konvention in einer sozialen Gruppe zustande kommen, wie das normalerweise bei Sprachzeichen ist, oder ob Zeichen ihre Bedeutung u. U. auch schon aufgrund unserer biologischen Evolution haben – oder vielleicht gibt es sogar Mischformen. Jedenfalls hat sich der Sprachgebrauch ausgeprägt – und dem wollen wir auch hier folgen –, dass wir unter Symbolen konventionelle Zeichen verstehen, d. h. Zeichen, die auf Konventionen zurückgehen, seien es die Konventionen von einzelnen, seien es solche von sozialen Gruppen, Kulturen oder Gesellschaften. Bei Symbolen werden konventionell die so genannten Referenten oder die Bedeutungen zugeordnet. Dagegen ist „Zeichen“ der weitere Begriff, der auch nichtkonventionelle natürliche Zeichen, Anzeichen, umfasst. Eine dunkle Wolke ist kein Symbol für ein Gewitter; es ist nicht konventionell verabredet, sondern ein Anzeichen. Mit anderen Worten: der Zeichenbegriff ist ein allgemeinerer und weiterer, während der Symbolbegriff sich eben nur auf konventionalisierte Zeichen bezieht. (Dabei ist es durchaus möglich, dass es private Symbole gibt, die nicht gesellschaftlich-kulturell bekannt sind.) Ich hatte schon darauf verwiesen, dass bei Tieren und Primaten durchaus Symbolverwendung vorhanden ist; es sind auch Ansätze zu einer rudimentären Kulturbildung gegeben, etwa im Werkzeuggebrauch. Aber bei Tieren,

insbesondere bei Primaten oder auch bei Delphinen, gibt es nicht die Möglichkeit der metasprachlichen Vergegenständlichung ihrer eigenen Symbole und Zeichen. Sie machen die Symbole und Zeichen ihrerseits nicht selbst wieder zum Objekt einer neuen, höherstufigen Analyse. Sie analysieren nicht auf der Metastufe. Sie analysieren, „verobjektivieren“ und symbolisieren nicht wieder die Zeichen selber, selbst wenn sie in der Lage sind, ansatzweise auch Symbole zu verwenden. Die metasprachliche oder auf höhere Schichten gehende „Objektivierung“ von Zeichen und Symbolen scheint also eine Variante zu sein, die für den Menschen charakteristisch ist. Das ist meines Erachtens recht wichtig. Das alles hängt durchaus damit zusammen, dass der Mensch auf neue Varianten ausgerichtet ist, dass er nicht nur biologisch *konstitutionell neotenisch* ist, sondern dass er eben gerade kreativ in seinen kulturellen Fähigkeiten auf die Bildung, Etablierung, Durchsetzung, Differenzierung neuer Arten von Zeichen und Symbolen ausgerichtet ist. Das gilt nicht nur in dem Sinne, dass er zur Bildung neuer und höherstufiger Symbole fähig ist, sondern auch derart, dass er darauf *angewiesen* ist. Er kann und muss also insbesondere Symbolisierungen, Zeichenrepräsentationen willkürlich und aufgrund von Entscheidungen variieren, anders gebrauchen, neu verwenden. Dieses scheint auch ein bestimmtes Merkmal der Kreativität des Menschen zu sein, das kennzeichnend ist. Er ist also in gewissem Sinne das *kreative Wesen*; er kann Gleichnisse verwenden, kann Metaphern bilden, kann sprachliche Beschreibungen indirekt verstehen, auf andere Bereiche übertragen u. ä. Das Verfahren ist fruchtbar. Es ist kulturell kreativ. Man könnte direkt sagen: Der Mensch ist das der Metaphern-Bildung fähige Wesen. Metaphern spielen in unserer Sprache eine unglaublich große Rolle, und zwar keineswegs nur in der Literatur, wo sie ganz besonders im Vordergrund stehen und bewusst und zum Teil auch provokativ gewählt werden, sondern durchaus auch in der Naturwissenschaft. Eine solche Metaphern-Bildung liegt meistens auch am Grunde jeder Neubildung einer naturwissenschaftlichen Theorie. Feyerabend meinte: „Metaphysische Ideen“ (und das kann man auf Metaphern ausweiten) „sind wissenschaftliche Theorien im Embryonalzustand“. Daran ist sicherlich einiges richtig, insbesondere wenn man weiß, dass große Entdeckungen vielfach aufgrund von Intuitionen zustande kamen. Man denke nicht nur an die gängigen Beispiele wie die Entdeckung des Benzolringes durch Kekulé, sondern auch an die Rolle der Intuition und der Gedanken-„Experimente“ etwa bei Einstein, der erklärtermaßen eigentlich immer von seinen Intuitionen zehrte, oft oder erst hinterher sich mühsam durch seine Assistenten

ausrechnen und bestätigen (lassen) musste, was er intuitiv erkannt hatte. Es ist ganz klar, dass offensichtlich das Bilden von Bildern (meist im übertragenen Sinne, also von fiktiven „Bildern“, die nicht den Bildern gleichen, die der Maler malt) eine ganz besondere Rolle bei dieser Ausweitung der Symbole und der Symbolisierungen, der Erfindung neuer Schematisierungen im Erkenntnisprozess spielt. Das gilt genauso für die Wissenschaft wie – wo es ganz offensichtlich ist – für die Kunst. In der Kunst erscheint es noch als viel eingängiger und ist jedem vertraut, aber es gilt wesentlich durchaus auch für das schöpferische Handeln und Denken, also das repräsentierende Handeln und das intuitive Repräsentieren allgemein. Deswegen könnte man durchaus auch der Meinung sein, dass es generell(e) charakteristische Merkmale des Intuitiven und des Kreativen gibt.

Der Mensch ist nicht nur das Wesen, das Symbole reflektierend benutzt, projiziert und variiert, sondern das dies auch auf *vielfältig verschiedene* Weise zu tun vermag – unter Verwendung von höherstufigen, neuartigen Symbolen –, wir könnten sagen: von Metasymbolen, Metaphern usw. Der Mensch hat also in gewissem Sinne die Fähigkeit zu einer Reflexion und natürlichen Repräsentation des bereits einmal Repräsentierten oder Dargestellten. Er kann auf höherer Stufe und auf höhere Stufen reflektieren. Er reflektiert sich (seine Modelle und Symbole) hinauf. Dabei bedient er sich der symbolischen Produkte und Konstrukte, aber er ist eben stets in der Lage, diese Produkte und Stufen permanent wieder zu überschreiten. Dieses reflektierende Überschreiten ist etwas ganz Wesentliches. Es ist auch ein wesentliches Moment für das kreative Philosophieren. Das reflektierende Überschreiten von Grenzen, Klassengrenzen, Mengengrenzen oder Abgrenzungen, Begriffsdimensionen in einer spezifischen Schicht beim Vergleichen von Arten ist eines, das Überschreiten von Schichten der Symbolbildung, also das Aufsteigen, ist ein Anderes. Man muss also die Überschreitung von Art- oder (Gattungs-)Begriffsgrenzen in ein und derselben Schicht (beispielsweise bei der biologischen Artenbildung oder bei der im Alltag nachvollzogenen Artenbildung) von der Überschreitung von Schichtengrenzen im Sinne der Metastufenüberschreitung unterscheiden. Wir verwenden die Silben „meta“, die aus dem Griechischen kommen (vgl. Metastufe, Metasprache) jeweils für die Bezeichnung einer höherstufigen Interpretation oder Formenanwendung, obwohl „meta“ im Griechischen schlicht auch „hinter“ bedeutet, während das Lateinische „trans“⁵ häufi-

⁵ Außer beim „Transzendieren“, das ein Überschreiten von Schichtengrenzen oder Stufen bezeichnet, aber vorwiegend wegen des zweiten Wortteils, der an sich „steigen“,

ger das Über-eine-Grenze-Hinausgehen bezeichnet, vorwiegend – jedenfalls wollen wir das hier so verstehen – bezogen auf das Überschreiten von Grenzen *derselben* Schicht. Das interpretierende Übergreifen von Schichten, das deutende Überschreiten im Sinne des interpretativen Aufstiegs soll durch das Wort „superinterpretieren“ oder „metainterprieren“ bezeichnet werden. Das ist eine terminologische Verabredung, die man natürlich auch ganz anders treffen könnte. Beides, also das Überschreiten von Grenzen in ein und derselben Schicht und das Überschreiten von Schichtengrenzen, spielt für den Menschen, für das metasymbolische Wesen, und dessen Reflektieren eine ganz entscheidende Rolle. Der Mensch ist, wie wir sahen, das meta- oder superinterpretierende Wesen und auch das transinterpretierende Wesen – in diesem spezifischen, eben erläuterten Sinne. Er geht also nicht nur über die Grenzen einer Art in ein und derselben Schicht hinaus – fasst z. B. die Walfische plötzlich nicht mehr als Fische auf, sondern unter bestimmten Gesichtspunkten, die den Biologen durchaus als notwendig erscheinen, als Säugetiere –, sondern er kann in einem „interpretativen Aufstieg“ auch über die je einzelnen Metasprachen und -theorieschichten hinausgehen. Das metainterprierende ist das symbolisch kreative Metastufen-Wesen. „Symbolisch“ heißt hier auch „unter Einschluss der Metasymbole“: Das metasymbolisch transzendierende, die Gegenstände, die Symbole und Metasymbole (Symbole über Symbole) übersteigende, Wesen ist jenes, das in diesem Sinne eine Art von Aufstieg, ein (super)interpretierendes Übersteigen (Transzendieren) und ein Transformieren seiner bisherigen Perspektiven leisten kann – und zwar nicht nur durch Umbildung von Grenzen in derselben Schicht, sondern auch durch Aufsteigen zu einer höheren Deutungsschicht.

Man könnte das Philosophieren, das in gewissem Sinne konstitutiv und kreativ ist, mit diesem Metainterprieren, diesem „metasymbolischen Transzendieren“, identifizieren. Das kreative Philosophieren ist in diesem Sinne ein transzendierendes und superinterpretierendes Repräsentieren, ein schichtenübergreifendes Entwerfen. Es ist interpretativ aufsteigend, eben schichtenübergreifend metastufenbildend, wirkt in diesem Sinne aktiv, formativ, ist eben transformierend insofern, als es eine neue Schicht der Metastufenbildung, eine neue Symbolschicht eröffnet – und neue Metaphern ermöglicht, indem z. B. neue Symbole oder Symbolkombinationen und Symbole für Symbole verwendet werden. Es erschließt sich eine Fruchtbarkeit der Metaphern-Bildung durch Gewinnung oder Bildung

„aufsteigen“ bedeutet.

neuer Perspektiven, seien es Perspektiven auf höherer Ebene oder in derselben Schicht. Es handelt sich also nicht nur um ein transformierendes Philosophieren in Bezug auf Begriffsverwendungen derselben Schicht, sondern das Philosophieren ist selbst als ein kreatives metasymbolisierendes Transformieren aufzufassen, als ein Benutzen, bewusstes Einsetzen neuer Gesichtspunkte, höherstufiger Perspektiven, neuer Metaphern. Es lässt sich, wie gesagt, von höheren Deutungs- oder Reflexionsstufen sprechen, die man in einem interpretativen Aufstieg, d. h. unter Verwendung von höherstufigen Symbolen, Metasymbolen, erreicht. Dieses transzendierende Interpretieren und Metainterpretieren, ein „übersteigendes“ Interpretieren und Konstituieren, stellt gleichsam ein konstruktives Bilden von Hypothesen und Entwürfen mit Selbstbezug dar und geht mit einer Rückwendung des Denkens auf sich selbst einher, wenn auch auf einer übergreifenden höheren Metastufe, von einer höheren Perspektive aus. Ein solches transzendierendes Reflektieren und Metareflektieren, ein Reflektieren über das Reflektieren und über die Reflexionen, ist ein metasymbolisches Transzendieren und Superinterpretieren in Permanenz. Die Bildung von Vielfalt, die Tendenz, überhaupt zu variieren und auch Symbolformen mehr oder minder systematisch abzuwandeln, diese Variierbarkeit, die Freiheit der Gestaltung in den Symbolbildungen, in den Symbolisierungen über die Schichten hinaus, auch etwa in Gestalt- und Musterbildungen, ist kennzeichnend. Das bedeutet, es ist ein produktives, aktives und kreatives Gestaltenbilden. Es ergeben sich neue Kombinationen, Innovationen mit neuen Kombinationen der Symbole oder der Zuordnungen. Wichtig ist dabei auch die Produktion neuer Symbole durch die Intervention in eine bestimmte Schicht oder durch eine Schichtenüberhöhung. Neue Perspektiven werden eröffnet, alternative Sichtweisen beigebracht. Plurale Perspektiven werden entwickelt, andere Symbolarten eingeführt, die u. U. zu ganz neuen Möglichkeiten führen, wie z. B. zu ganz neuen abstrakten oder quasiabstrakten sprachlichen oder bildlichen Repräsentationen von Zuständen und differenzierten Zuordnungen.

Man denke etwa an die symbolischen Notierungen der Gregorianischen Noten oder überhaupt an die Entwicklung der Notenschrift; hier zeigt sich z. B., wie sich ganz neue Möglichkeiten der Zuordnung und der Differenzierung durch die symbolische Repräsentation und die neuen Möglichkeiten der Notation ergeben haben. Oder ich erinnere an die Möglichkeit der mathematischen Symbole und deren Verwendung, die in eindrucksvoller, ja, zunächst unvorstellbarer Weise ein ganzes Reich von Möglichkeiten

pluraler Darstellungen aufgeschlossen hat, sozusagen eine ganz neue Welt zu entdecken gestattete. Man stelle sich vor: In der Antike war die Mathematik ja zunächst *ohne* Formeln entwickelt worden; man musste die mathematischen Beziehungen alle mit Worten und Sätzen beschreiben. Man hatte zwar einzelne Variablen, aber es gab nicht die Gleichungen und deren elegante und kurze nichtredundante Darstellungsmöglichkeit. Eine solche ist erst sehr viel später entwickelt worden und führte geradezu zu einer Explosion der Ausdrucksmöglichkeiten, also zu Fruchtbarkeit und „Kreativität“.

Es spielen natürlich auf unterschiedlichen Ebenen verschiedene Perspektiven eine Rolle – also Sichtweisen oder Gesichtspunkte – oder wie die Hermeneutik etwa schon seit Flacius Illyricus und Chladenius betonte.

Deutlich dürfte schon sein, dass den Unterscheidungen zwischen ganzheitlichem Sinnzusammenhang und wörtlicher Bedeutung von Sätzen, zwischen dem durch das Ganze eines Textes und durch die Einbettung in einem von einer Deutungstradition bedingten Sinnverstehen einerseits und dem begrenzten Textsinn von Einzelstellen oder -passagen andererseits, die Vorstellung einer vereinheitlichenden, synthetisierenden oder rekonstruierenden regelgemäßen Bearbeitungstätigkeit des Interpreten zugrunde liegt. Dies ist bereits im 16. Jahrhundert bei den Autoren der theologischen Hermeneutik wie etwa in Flacius' (1520-1575) *Clavis scripturae sacrae* (1567)⁶ angelegt. Und im 17. und 18. Jahrhundert haben die ersten Systematiker einer allgemeinen hermeneutischen Auslegungslehre klar die Notwendigkeit gesehen, dass man die Regeln einer solchen Tätigkeit in möglichst allgemeiner Form festzuhalten hat.⁷

Besonders Chladenius dürfte durch seinen rekonstruktiven Perspektivismus, durch die Einführung des Begriffs des „Sehe-Punktes“ (1742, nachgedr. 1969, 187) die hermeneutischen Interpretationsregeln als allgemeine methodologische Regeln der Auszeichnung, Auswahl, Synthese und des Vergleichens aufgefasst haben. Jeder Interpretierende deutet ähnlich wie ein Wahrnehmender das zu Interpretierende von seinem Standpunkt aus. Diese Standortgebundenheit des Interpreten lässt sich nach Chladenius aber durchaus durch allgemeine Bedingungen beschreiben und entsprechend

⁶ Besonders Zovko (2007, 1171) hat neuerdings nachgewiesen, dass bereits um diese Zeit Flacius Illyricus (in repr. Geldsetzer 1968) „vermutlich“ nach Melanchthon („operis intentioi seu quis sit scopus“) den von Platon stammenden, nun latinisierten Begriff *Scopus* eine „hermeneutische Bedeutung“ im Sinne der „leitenden Aussageabsicht“ (intentio) oder *Hinsicht* „zugeschrieben“ hat.

⁷ z. B. Dannhauer (1603-1666), Chladenius (1710-1759), schliesslich auch G. F. Meier (1718-1777) und Baumgarten (1714-1762).

dann in einer Vergleichskonstruktion berücksichtigen; bei der Interpretation kann es also zu einer relativen Objektivität, nämlich in Bezug auf den jeweiligen „Sehe“-Punkt bzw. die Perspektive kommen. Gleiche Perspektiven vermitteln demnach angesichts des gleichen Informationsmaterials die gleichen Beurteilungen und Deutungen. Bezieht man die Beschreibung der jeweiligen Perspektive als Bedingung in die Darstellung der Interpretation ein, so wird diese dann einer Wenn-So-Verknüpfung ähnlich und dementsprechend einer Bedingungsgesetzesaussage angenähert. Es findet sich also so etwas wie eine quasi objektive oder quasi gesetzesmäßige Verbindung zwischen allgemein beschreibbaren Perspektiven, die gleichsam die Wahrnehmungs- bzw. Deutungsbedingungen ausdrücken, welche der Interpretierende beibringen muss (wie es auch etwa ein Experimentierender in den Naturwissenschaften tut – z. B. bei der Anordnung der Versuchsbedingungen), und der gegebenen Deutung, damit überhaupt ein Verstehen oder Wahrnehmen möglich ist. Der Interpret ist ähnlich wie der Naturwissenschaftler auf die Anwendung einer Perspektive bzw. die Einnahme eines „Sehe“-Punktes angewiesen, kann nur mit Hilfe solcher Vorbedingungen überhaupt Verständnis entwickeln; er kann aber konditional auf Vergleichbarkeiten angesichts unterschiedlicher Anwendungs- bzw. Ansichtsbedingungen eingehen bzw. diese ausgleichend explizit berücksichtigen. Diese reflektierende Rekonstruktion ist natürlich im höchsten Sinne eine synthetische Tätigkeit, die einer verbindenden Vorstellungsaktivität bzw. einer Kombination, Synthese oder wenigstens Rekonstruktion unter bestimmten Bedingungen gleichkommt. Chladenius nimmt, wie Kaleri betont (in: Lenk 1993, 42) „das kreative oder konstruktive Moment interpretatorischer Tätigkeiten intuitiv bereits vorweg“, indem er etwa auch die Deutung einer zunächst unverständlichen Stelle als eine Erfindung bezeichnet: „Man kann zwar nicht versprechen, dass durch die Regeln der Auslege-Kunst allemal, bey jeder vorgegebenen dunckeln Stelle, der Verstand desselben ohnfehlbar werde entdeckt werde. Dies wäre wider den allgemeinen Begriff des Erfindens, welcher allemal etwas von einem Glücksfall in sich hält. Nur wird die Erfindung erleichtert, und also in vielen Fällen zu Stande gebracht, da wir ohne diese Hülf-Mittel unglücklich im Erfinden seyn würden“ (1969, 518). Freilich kann diese Erfindung nur zu perspektivengebundenen, subjektiv bedingten Ergebnissen führen, aber nach Chladenius aufgrund der konditionalisierten Berücksichtigung des entsprechenden „Sehe“-Punktes zu relativ objektiv vergleichbaren und nachvollziehbaren.

Variationen von Symbolen und Notationen können in einer Gemeinschaft natürlich normiert, festgelegt, sozial und kulturell vermittelt werden, aber sie sind letztlich konventionell – gerade auch, wenn sie normiert und institutionalisiert werden. Selbst wenn der Lehrer dem Schüler, der falsch gerechnet hat, eine „Fünf“ unter die Aufgabe schreibt, ändert das nichts an der grundsätzlichen Konventionalität. Man setzt sich ja auch, wenn man ein Wort oder einen Satz falsch benutzt oder gar ein Phonem falsch gebraucht, einer sozialen Kontrolle aus. Diese ist von der Gruppe oder Kultur vereinbart, normiert, institutionalisiert, fixiert worden. Dabei handelt es sich u. U. nicht nur um individuelle Abweichungen im Sinne eines bestimmten Sprech- oder Schreibstils. Auch hier ist die ganze Breite eines Spektrums von Möglichkeiten sowohl der Abweichungen und der Normierungen wie auch der zugeordneten Sanktionen möglich.

Der echte Künstler zeichnet sich häufig dadurch aus, dass er eine individuelle Variante in Gestalt eines dann eventuell später so genannten persönlichen Stils erzeugt, meist im Rahmen bestimmter vorgegebener Beurteilungsregeln, Bewertungen oder Traditionen. Das alles bewegt sich noch im Rahmen des spezifischen Bereichs oder Teilgebiets der Kunst – der besonderen künstlerischen Tätigkeit, die er ausgewählt hat und betreibt. Aber es bleibt doch eine beachtliche Spanne, und es eröffnet sich eine beachtliche Menge an Freiheitsmöglichkeiten.

Gelegentlich kommt es allerdings auch vor, dass diese Regeln von bestimmten Künstlern (früher sagte man, von *genialen* Künstlern) überschritten werden, geradezu absichtlich gebrochen werden und dass diese „Genies“ an die Stelle der alten neuen Regeln setzen. Das Schaffen neuer Werke geht gelegentlich gleichzeitig mit der Etablierung neuer Bewertungsregeln einher. Es ist ja bekanntlich die Definition, die Immanuel Kant in seiner *Kritik der Urteilskraft* (§ 46) für das Genie gegeben hat: Das Genie sei eben in der Lage, dem, was als naturgemäß erscheint, aber es nicht ist, neue Regeln vorzugeben: „*Genie* ist das Talent (Naturgabe), welches der Kunst die Regel gibt.“ Das Etablieren, das Vorgeben, das Ausgestalten neuer Regeln ist also der Art nach mehr als die bloße individuelle Variierung im Rahmen einer vorgegebenen Regel – und das ist für Kant das eigentlich Kreative, ja, das Geniale, die „Originalität“, die musterbildend, beispielhaft („exemplarisch“) wirkt, aber vom genialen Künstler selbst nicht beschrieben oder wissenschaftlich erklärt werden kann. Das Angedeutete ist natürlich eine kontroverse, besonders heute häufig angegriffene Auffassung des Genies und des Genialen. Diese Auffassung des Geniebegriffs (vgl. Schmidt I, II, 1985,

1988²) ist höchst umstritten, aber es ist in Kants Definition doch etwas richtig getroffen, selbst wenn das Überschreiten von Regeln heute oft provokativ „veranstaltet“ wird und dann keineswegs „genial“ genannt werden kann. Zum Teil ist es ja üblich oder gar charakteristisch geworden, die Neugierkeitssucht in der Kunst so weit zu treiben, dass etwas Neues um fast jeden Preis präsentiert werden muss, damit es und man als dessen Autor auffällt; und Auffallen ist heute scheinbar das Entscheidende in der Kunst, manchmal geradezu zwanghaft: Man möchte durch eine Vermischung bestimmter heterogener Bereiche auffallen, man „muss“ anscheinend gewisse Grenzen demonstrativ überschreiten, bisherige künstlerische und gesellschaftliche Regeln brechen – und zwar möglichst demonstrativ. Wenn eine Dichterin Gedichte „oben ohne“ vorlas, dann ist das etwas Besonderes, Auffallendes, aber es ist wohl nicht per se das Kennzeichen einer besonderen Genialität. Oder wenn eine Solistin ihre Stücke nackt spielt, dann ist das etwas, das zum Auffallen geeignet ist, aber vielleicht doch weniger das Aufstellen einer neuen Regel in der Kunst bedeutet. Hier werden konventionelle Regeln demonstrativ gebrochen, um in die Schlagzeilen zu kommen, was heutzutage (nach dem Ende der Schönheit in der Kunst) offenbar die *Conditio sine qua non* ist. Anders verhielt es sich durchaus mit Duchamps Präsentation eines Urinals oder der Beuys'schen Badewanne als eines Kunstwerks: Hier wurde eine Ausweitung der Interpretation geleistet durch die bewusste Einbeziehung eines Alltagsgegenstands in den Gegenstandsbereich der „Kunstobjekte“: Die Sonderpräsentation von etwas *als* Kunstobjekt macht es – so der neue generelle Interpretationsvorschlag, die neue allgemeine Perspektive – eben zum Kunstobjekt. Präsentation und Interpretation gehören essentiell zum Kunstbereich: Es ist eine neue Regel gewonnen – nicht der Produktion, sondern der Präsentation und Perspektive von Kunst als einem interpretationsabhängigen Bereich. (Die Übergänge sind fließend und konventionell: Vielleicht könnte, wenn dies gesellschaftlich akzeptiert werden sollte, das auch berichtete Nacktsolo einer Cellistin dereinst zu einer speziellen Kunstpräsentation avancieren.)

Die Fähigkeit, ganz neue Regeln und Formen, Sprachformen, Perspektiven, Deutungsmöglichkeiten, ganz neue Interpretationen und Metasymbolisierungen zu kreieren und zu entwickeln, ist prinzipiell und wesentlich mehr als die Neukombination von schon bekannten, vertrauten, vorhandenen oder irgendwie vorgegebenen Regeln. Es handelt sich um eine intellektuelle oder kreativ-schöpferische Mutation der Perspektiven der Beurteilung, nicht nur um eine Variation oder Kombination der Elemente, sondern

um die Variation auch der Beurteilungsverfahren, der Regeln, denen das Kombinieren selber unterliegt oder denen die Beurteilung unterstellt wird. Die Regeln des Kombinierens, des Gestaltens, des kreativen Veränderns von Elementen in derselben Schicht werden abgewandelt, indem eine höhere reflexive Perspektive oder eine schöpferische Überformung eingebracht wird. (Neue Bewertungs- und Beurteilungsregeln bzw. -weisen bedeuten natürlich auch höherstufige Perspektivenänderungen.) Hier gibt es durchaus Ähnlichkeiten zur Mutation in der Biologie. Der Absprung vom klassischen kombinatorischen Variieren von bestimmten Möglichkeiten, die in ein und derselben Schicht und mit einer Formdimension gegeben sind, zu neuen Darstellungs- und Symbolverwendungsweisen ist in diesem Sinne das Verändern einer Tradition, eines Stils, einer ganzen Kunstrichtung. Das kann durch Aufstieg in eine neue Perspektive geschehen oder auch durch Ersetzung der traditionellen Regeln. Man denke an den Übergang von der Malerei auf einer Leinwand oder einer Fläche zu Collagen, die ins Dreidimensionale ausgreifen – was eine ganz neue Art der Darstellung und künstlerischen Objektkonstitution bedeutet und es auch gestattet, ganz neue Möglichkeiten zu entwickeln. Dass man in dieser Weise zu neuen Perspektiven, zu neuen Symbolformen, zu neuen Verwendungsweisen, zu neuen Arten der Beurteilung, zu neuen Metaregeln der Beurteilung kommt, das scheint ganz wesentlich und wichtig zu sein und ist mit der ausgeführten und bereits ausgemalten Möglichkeit der Erfindung von Symbolen über Symbole oder von Metasymbolen gemeint.

Darin scheint in der Tat etwas für den Intellektuellen und künstlerisch Kreativen, für den nach Kants dritter *Kritik* neue Regeln etablierenden „Genius“ Charakteristisches zu liegen. Es geht nicht nur um die gegenstandsvariierende Anwendung von *gegebenen* Mustern in einem fixierten Bereich, sondern um das Sprengen von Fixierungen, das Überschreiten von Grenzen und Schichten, also um kreatives Transzendieren und überhöhen-des (schichtenübersteigendes) Metainterpretieren. Indem die Erweiterung von Mustern und von Möglichkeiten der Formvariationen, von Ordnungen und Gesetzmäßigkeiten der Muster selber, aber auch der Symbolerzeugungen – besonders über Metastufen hinweg – von Erzeugungspotenzen als Entdeckung und Gestaltung, als Erfahrung und Verkörperung, als Interpretation und Interaktion, als Innovation und Implementation verstanden wird, entwickelt sich die Möglichkeit der Bildung von überaus reicher Vielfalt. Man gewinnt den Pluralismus der Perspektiven, es eröffnen sich vielfältige Beziehungen, die sich aus diesen Möglichkeiten im Sinne neuer

Freiräume, Spielräume ergeben. Das Schöpferische wird dadurch freigelegt oder jedenfalls vergrößert, dass man die Bildung neuer Regeln der Kombination, neue Beurteilungsmöglichkeiten, neue, auf höherer Stufe zu interpretierende Gesichtspunkte einbezieht. Man könnte die Kantische Auffassung des schöpferischen Geistes auch in diesem Sinne interpretieren: Das Entwickeln, das Generieren neuer Regeln ist für das Schöpferische charakteristisch und insbesondere typisch (typen- und musterbildend, Paradigmen aufschließend) für die Anwendung auf höherstufigen Schichten, also für die höheren Perspektiven.

All das soll und kann nun auch das Philosophieren interpretierend in Anspruch nehmen und analysieren. Luhmann hat einmal gesagt (FAZ, 10. 6. 1987), dass im Gegensatz zu dem traditionellen und überholten Geniebegriff oder Geniekult die Kreativität die Herabstimmung des Genialen auf die Möglichkeiten von jedermann sei. Man könnte sagen: Kreativität ist dann Pseudogenialität fürs Volk. Joseph Beuys hat dies bekanntlich variiert, indem er sagte: Jeder ist irgendwie ein Künstler und kann seine Tätigkeit unter künstlerischen Gesichtspunkten, unter diesem Gesichtspunkt der kreativen Variationen von Möglichkeiten ausüben. In pointierter Weise hat er sogar den Müllfahrer als Künstler bezeichnet, zumindest der Möglichkeit nach. Aber Beuys war oft sehr anregend – und stets für stilbildende Provokationen, für neue Interpretationsregelbildungen gut. Im Stadtmuseum in Bonn, das eine Beuys-Abteilung besitzt, kommt ein „Objekt“ vor, das philosophisch recht interessant ist und zu denken gibt – es besteht schlicht aus einer Karteikarte, die er in seinem Seminar beschrieben hat: „Wer nicht denken will, fliegt raus!“. Viel mehr hat mich jedoch ein anderes Werk beeindruckt: ein an die Wand gehängter offener Handlungsreisenden-Koffer, ausgefüllt mit schwarzem Samt. Darin ist ein gut mit dem Samtschwarz kontrastierendes safrangelbes Reclam-Exemplar von Kants *Kritik der reinen Vernunft* neben einer Maggi-Flasche befestigt – und darunter steht als Titel: „Ich kenne kein Weekend“. Ich fand die Art der Ideenassoziation ebenso hervorragend wie die kontrastierende farbliche und auf wenige Evokationsgegenstände reduzierte Kombination, die gewisse Einstellungen, Überaktivismen und Statureitelkeiten unserer Geltungserfolgsgesellschaft provokativ ironisiert und unterläuft. Ansonsten kann ich mit Beuys' Filzkunst nicht sehr viel an eigenem Kunstverständnis verbinden – jedenfalls nicht emphatisch. Ich schließe mich eher dem Oberkasseler Volksmund an, der über den Mitbürger Beuys auf die Frage: „Lieben Sie Beuys?“ verlauten ließ: „Nee, girls!“

Es geht uns hier aber nicht nur darum, *dass* man reflektiert, sondern dass man gleichsam durch Reflexion auf das bisherige Reflektieren und das bislang Übliche reflektiert und dadurch eine neuartige Variante, eine neue philosophische Perspektive, eine neuere Schicht der Metainterpretation eröffnet. Dies illustriert, wie man Metareflexion als ein interpretierendes Aufsteigen über das Bisherige hinaus, gleichsam als Entdeckung eines neuen (höherstufigen) intellektuellen Kontinents versteht, was z. B. Michel Serres in seinem freilich etwas präpotenten Wort gemeint hat: Als er gerade in die Académie Française gewählt worden war, wurde er gefragt, wer denn der größte Philosoph aller Zeiten gewesen sei, und er antwortete: „Christoph Columbus“. Es gehe (ausschließlich) darum, meinte er, dass man ein Abenteuer des Geistes eingeht, ein neues Land sucht, zu neuen Ufern aufbricht, zu einem neuen Kontinent kommen will, der noch nicht entdeckt ist, oder dass man auf den Weg gelangt, der noch nicht beschritten oder befahren wurde. Serres sagte in diesem Interview (in Rötzer 1987): „Solange man keinen neuen Kontinent entdeckt hat, ist man kein wahrer Philosoph, sondern ein Historiker oder Logiker, ein durchaus achtbarer Wissenschaftler, aber kein Philosoph.“ Er fuhr dann fort: „*Das* ist Christoph Columbus.“

Das Beispiel muss man natürlich einschränken, relativieren, zurechtrücken: Columbus glaubte gar nicht, einen neuen Kontinent entdeckt zu haben, sondern er meinte nur, einen neuen Weg zu einem altbekannten Erdteil gefunden zu haben; er hatte schließlich, ohne dass er es wusste, einen neuen Kontinent wiederentdeckt. (Er wusste weder, *dass* es ein neuer Kontinent, noch, dass es bloß eine *Wiederentdeckung* war.) So ist das aber wohl meist mit den „Neuentdeckungen“: Beharrlichkeit, Besessenheit, eine Wunschevision paaren sich mit Schicksalszufällen, und das neu entdeckte Land oder auch der Weg dorthin sind oftmals gar nicht so neu – und das gilt wohl gerade auch für *intellektuelle* Kontinente. Den Seeweg, nämlich jenen um das von ihm so genannte Kap der Guten Hoffnung herum, hatte übrigens Bartholomeu Diaz im Prinzip schon vor Columbus entdeckt, nur wusste auch er nicht, *dass* dies der richtige Weg war, während Columbus fälschlich zu wissen glaubte, ihn entdeckt zu haben. Es ist schon etwas paradox mit dem Entdecken von Kontinenten und dem Beanspruchen von oder Beharren auf Prioritäten und Selbstzuschreibungen bei Entdeckungen. Und das wiederum gilt sicherlich *mutatis mutandis* auch für neue intellektuelle Perspektiven und Kontinente.

Vielleicht könnten wir allgemein sagen: Es ist charakteristisch für den Menschen und seine Exzentrizität (wie Plessner gesagt hat), für seine

Fähigkeit, sich von sich selber zu distanzieren und sich selber und diese Selbstdistanzierung zu reflektieren, dass eine Spezialform, insbesondere eine philosophische Spezialform dieser Selbstdistanzierungsmöglichkeit eben im Aufsteigen zu einer anderen Schicht, einem anderen „Stratum,, besteht; man könnte als Spezialform hier so etwas sehen wie eine „*Exstratizität*“, d. h. eine aus der Schicht herausgehende Möglichkeit des Deutens und Interpretierens, um zu grundsätzlich neuen Gesichtspunkten zu kommen, zu einem geistigen neuen Kontinent aufzusteigen. Dieses ständige Über-sich-und-das-Bisherige-Hinaussein ist sicherlich auch ein anthropologisches Merkmal des Menschen. Wir haben, sagt der Anthropologe Keller (1974), auf die konstitutionelle Transzendenz des Menschen zu achten, darauf, dass er immer von seiner Konstitution her über das Bisherige hinausorientiert ist, dass er weitergehen, weitersteigen, übersteigen, eben: transzendieren möchte. Speziell die bisherige Anthropologie hat das immer nur funktionell gemeint; es ist aber auch als Stufentranszendenz zu sehen – eben „*exstratizistisch*, im echten Sinne „*trans- oder superszendierend*“ und es ist symbolisch und metasymbolisch in dem erwähnten Sinne zu deuten, dass man das Gegebene und Erreichte dann symbolisch und metasymbolisierend, superinterpretierend zu transzendieren hat. Der Mensch ist von seiner Anlage und motorischen Mängelausstattung her auf das metasymbolisierende Transzendieren geradezu angewiesen, konstitutionell ausgerichtet auf das Übersteigen seiner bisherigen Möglichkeiten, Grenzen und Bereiche – durch Aufsteigen in höhere Schichten durch die Pluralisierung dieser Möglichkeiten, durch Vervielfachung der Deutungsschichten und durch die Möglichkeit, die verschiedenen neuartigen Gesichtspunkte reflektierend aufeinander zu beziehen.

Das gilt nun a fortiori gerade auch für das erwähnte Reflektieren und Metareflektieren des Philosophen. Man könnte sagen: Philosophieren ist kreatives, metasymbolisches und metasymbolisierendes Transzendieren auf Metastufen, das Weitersteigen, Weiterforschen, Weitersuchen, das stets vorangetriebene und weitertreibende Re-reflektieren – *ad infinitum*. Das höherstufige Symbolisieren war in der Philosophie auch traditionell durchaus als charakteristisch angesehen worden. Martin Heidegger hat z. B. 1929 in seiner erst kürzlich veröffentlichten Vorlesung zur „Einführung in die Philosophie“ das Philosophieren geradezu als „Transzendieren“ definiert, als das Überschreiten von Grenzen, als Übersteigen, als „Überstieg“, als das ständige Weiterfragen. Sein Schüler Weischedel hat sogar versucht aus dieser Tradition des fragenden Philosophierens gleichsam eine positive

Verankerung herauszuarbeiten, indem er postulierte, Philosophieren sei „radikales Fragen“, immer und ständig weitertreibendes radikales Fragen, das seinerseits einen philosophischen Grundentschluss zu dieser Radikalität und zu diesem Fragen und ewigem Weiterfragen voraussetzt. Dieser Entschluss besteht in dem Vorsatz, alles in Frage zu stellen, alles zu hinterfragen. Weischedel landete geradezu bei einer Art von philosophischer (Über-)Theologie, wenn er „Gott“ (den „Gott der Philosophen“, versteht sich) als das „*Vonwoher* der radikalen Fraglichkeit“ auffasst. Er meint, die Verweisung des Menschen auf das ständige Fragen sei im Grunde der Hinweis auf das Göttliche im Menschen; das ewige Weitersuchen, die Existenzmöglichkeit des ständigen Fragens und Hinterfragens sei charakteristisch für das Philosophieren: es müsse daher so etwas geben wie einen Ursprung, ein „Von-woher“ dieser Fraglichkeit – und das sei letztlich der Fluchtpunkt, den der philosophische Gottesbegriff einnehme. Das scheint mir ein wenig zu inhaltsleer, zu abstrakt, zu formal gesehen zu sein. Ich glaube, dass Philosophie mehr ist als das manische ständige Weiterfragen, selbst wenn man das Fragen im Sinne eines solchen existentiellen Ansatzes, geradezu eines Existentials im Heideggerschen Sinne, versteht. Das ständige Fragen und radikale „Verfraglichen“⁸ ist zweifellos etwas, das beim Philosophieren als

⁸ Man kann freilich nicht die Radikalisierung der Verfraglichung im Sinne von Weischedel zu einer Scheinsicherung à la Münchhausen ausnutzen. Sie wird von ihm gleichsam als methodisch notwendig gesehen und zugleich als hinreichend auch zu einer Art von Sinnerzeugung; denn er denkt, dass im Grunde das Alles-und-Immerverfraglichen so etwas wie eine oder *die* philosophische Grundhaltung ist, die aber per se auch schon einen „Ursprung“ der Fraglichkeit oder des verfraglichenden, der zu verfraglichenden Quelle voraussetzte, und er nennt diesen Ausgangspunkt sogar „Gott“, meint natürlich den *philosophischen* Gottesbegriff. Ich glaube, dass sein Ansatz zu einer Überstilisierung der bloßen Attitüde der Verfraglichung führt, und sogar zu einer Art von philosophischem Heroismus.

Und so war es ja in der Existenzphilosophie. Das „Hineingehaltensein“ und das Sich-hineinhalten, das Sichoffenhalten für die Fraglichkeit oder das „Hineingehaltensein ins Nichts“, wie Heidegger sagte, ist im Grunde eine Art heroistischer Volte, die aus dieser grundsätzlichen Verfraglichung heraus geradezu zu einem fast perversen trotzigem „Trotzdem“ heraufstilisiert wird. Und man könnte sagen, Heideggers Existentialismus ist in diesem Sinne geradezu ein degeneratives Spätprodukt, das z. T. vielleicht - überpointiert ausgedrückt - von einem quasi autistischen Denken fast depressiver Art geprägt ist und eine Sinn-Not dokumentiert, die natürlich insbesondere in der Mitte der zwanziger Jahre, in der Zeit, zu der er sein Hauptwerk *Sein und Zeit* seinerzeit geschrieben hat, gegenwärtig war. Der „heroistische“ Ansatz macht aus der Sinn-Not eine heroische Selbstpathetisierungstugend, die ihrerseits Raum läßt nicht nur für heroischen Nihilismus wie vorher schon bei Nietzsche, sondern auch für einen Herostratismus à

ein methodisches Charakteristikum berücksichtigt werden muss, aber es reicht doch nicht zur Kennzeichnung des Menschen aus: Dieser muss und kann gestalten, nicht nur „verfraglichen“. Wir müssen über die Fraglichkeit, über das Fragen, das ständige Hinterfragen hinaus auch konstruktive Entwürfe entwickeln. Es ist ähnlich wie bei der Heraushebung der Kritik im Kritischen Rationalismus Poppers: Man kann sagen, das Fragen ist – ähnlich wie das Kritisieren – nicht genug. Fragen, Kritisieren *und* Konstruieren sind unerlässlich.

Man kann eigentlich nicht ohne mutige *konstruktive* Entwürfe auskommen. Popper selber sagt das ja, dass wir „kühne Hypothesen“ brauchen, um die Welt erkennen und erklären zu können. Wir können ohnehin nicht, so meint er, sichere Erkenntnis gewinnen, müssen also tentative Ansätze und erst recht mutig Entwürfe konstituieren, bilden, konstruieren: kühne Hypothesen, die uns nach der Konzeption freilich in gewisser Weise eine Überprüfung abverlangen. (Dabei ist eigentlich schon ein *konstruktives* Verfahren unterstellt worden: Kritik allein ist nicht genug, man braucht auch *inhaltliche* Konzepte und Konstruktionen.) Ebenso wenig wie man philosophieren auf das Fragen und Hinterfragen beschränken kann, kann man es auch nicht auf die Kritik und das Kritisieren allein, oder gar auf systematische argumentative Kritik allein einschränken. Diese ist zwar notwendig, aber nicht hinreichend für ein volles, vollinhaltliches, „vollblütiges“ Philosophieren.

Zwar hat Heidegger mit seinem Wort vom Transzendieren und vom Philosophieren als Transzendieren insoweit recht, als Philosophieren in der Tat *auch* ständiges Weiterfragen, Weiterinterpretieren, Weiterreflektieren – ein transzendierendes Weitertätigsein, Weiterfragen – ist. Doch bleibt das Merkmal m. E. bloß methodisch, zu formal. Philosophieren ist eher in dem angedeuteten Verständnis, wie wir es entwickelt haben, ein von Fragen veranlasstes und ständig weitergetriebenes Übersteigen auf höhere Schichten, auf neue Gesichtspunkte. (Auch das ist natürlich ein formal-methodischer

la Mythos des 20. Jahrhunderts. Diese Philosophie ist also im gewissen Sinne eine Art von negativistischer Selbstüberhöhung, eine in sich selbst aufsteigende Selbstüberhebung. Sie ist eine Philosophie der Pose des „Helden des Seins“, der sich selber und seine Wichtigkeit dadurch stilisiert, dass er das „Dasein“ immer wieder verfraglichend in den Mittelpunkt stellt. Es geht nur um das Sein des „Daseins“, also des „Seienden, dem es um sein Selbst geht“, wie Heidegger sagt. Es handelt sich aber im Grunde im Wesentlichen um einen Trick, nämlich den Trick, dass man die radikale Infragestellung von allem und das Sinnloswerden von allem zu einer heroistischen „Trotzdem“-Aufwallung pathetischer Art (aus)nutzt.

Ansatz, der der tätigen, verfahrensgebundenen, aber diese Beschränkungen übersteigenden, letztlich inhaltlichen Ausfüllung bedarf.) Das Ausprobieren und Entwerfen neuer Perspektiven geschieht nicht bloß im Sinne des unablässigen, „verfraglichen“ Unterminierens von Fundamenten à la Weischedel oder des bloßen ständigen Weiterkritisierens à la Kritischer Rationalismus. Es ist kein L'art-pour-l'art-Spiel, sondern unter dem Aspekt des dynamischen Weiterbauens, Weiterentwerfens, Weiterkonstruierens, Weltkonstruierens inhaltlich, (gehalts-)schöpferisch auszubauen.

Eine Philosophie im Sinne des Weiter- und Höher-Deutens, das dynamische Philosophieren ist also positiv als eine Art Neugierkeitsstreben, eine explizit Neues erforschende oder gar schaffende Aktivität und Reflexion zu verstehen, als ständig suchendes und versuchendes Hypothesenbilden. Das reflektierende Weiterbilden kann sich auf Seins-Metaphern beziehen oder auf Wurzelmetaphern („*root metaphors*“) wie Stephen C. Pepper sagte, sowohl im deskriptiven wie auch im handlungsorientierten und normativen Sinne. Es geht also in dieser Auffassung um ein kreativ interpretierendes und kritisch konstruktives, aber eben immer weiterschreitendes metaphorisierendes, metasympolisierendes konstruktives Transzendieren. Ein ewig bloß transzendierendes „Verfraglichen“ oder bloßes Kritisieren wäre eben zu destruierend, pessimistisch – und Pessimismus ist ja der einzige Mist, auf dem nichts wächst. Auch dann nicht, wenn eine große heroistische Düngung durch tiefes Pathos und die raunende Tiefe der Terminologie stattfindet. Das Kritisieren und „Verfraglichen“ ist meist auf das Methodische und das Notwendige einzuschränken, aber es darf nicht verabsolutiert werden. Stattdessen müssen wir wieder ein eher positives, optimistisches, prometheisches, also entwurfsfreudiges sowie handlungsermöglichendes, aufbauendes Philosophieren zu betreiben und zu initiieren versuchen. Nicht nur Zaudern und Zögern, nicht das „*cunctatorische*“ Philosophieren, das heute oft Philosophierende – zumal analytische – auszeichnet, ist das Leitbild produktiv-kreativen Philosophierens. Insofern gilt es, eine Art von Gegenentwurf zu einer traditionellen Auffassung der Philosophie zu bilden – einen Ansatz, der sich gegen die Tradition des bloß kritisierenden und kalt-kritisch argumentierenden Begründens wendet, indem ein anderes Paradigma der Philosophie ebenfalls in den Vordergrund oder Mittelgrund gestellt werden muss, ohne dass das eine verleugnet wird: nämlich ein kreatives, schöpferisches Entwerfen, ein „Designer“-Philosophieren sozusagen, welches neue Entwürfe fordert und fördert. Man könnte von einem erneuerten schöpferischen Philosophieren gegenüber dem kalt-kritischen

Argumentieren, Überprüfen und bloßem „Verfraglichen“ sprechen, das natürlich nach wie vor als methodisches Instrument und Hintergrund wichtig und geradezu notwendig ist, aber eben nicht hinreichend für einen umfassenderen Begriff des offenen kreativen Philosophierens.

Selbst einer derjenigen, der die Philosophie in dem traditionellen Sinne der idealsprachlichen Begründung, der Sicherung, zunächst auf einen Höhepunkt getrieben hat, nämlich Wittgenstein in seiner frühen Phase, meinte später, dass man tiefe Philosophie, tiefe Fragen der Philosophie eigentlich „dichten“ müsse. Was meint er damit? Wir müssen kreativ entwickeln, entwerfen, spekulieren, konstruktiv, rekonstruktiv deuten, um tiefe philosophische Probleme, die meistens so etwas wie einen Perspektivenwandel umfassen, überhaupt erreichen zu können. Die meisten dieser tiefen philosophischen Probleme, die Wittgenstein bekanntlich – und da war er sicherlich auf einer falschen Spur – abschaffen wollte, kann man eben nicht durch logische Ableitung allein beantworten. Wir könnten also im Philosophieren durchaus – auch in unserem Sinne des Philosophierens als eines kreativen Meta-Interpretierens – von einer nach oben unbeschränkten „Dichter-Skala“ reden, die unter Umständen gar geistige und intellektuelle Erdbeben anzeigen oder gar auslösen mag. Und das Auslösen von Geistesbeben ist in der Philosophie häufiger vorgekommen. Wittgenstein selber hat das ja versucht und erreicht, auch wenn er eigentlich die philosophischen Probleme nicht ernst nahm, sondern abschaffen und die Philosophie nur auf das Beschreiben von Sprachgebräuchen zusammenstreichen wollte. Aber er war eben nicht konsequent und kohärent. Er widersprach mit der philosophischen Tätigkeit, in dem, was er philosophierend leistete, seinem eigenen Programm, (wie ich bereits 1967 nachwies, vgl. Verf. 1973). Das ist nicht ungewöhnlich beim Philosophieren – und sogar bei großen Philosophen.

Wenn wir also das Philosophieren als den Horizont offener Interpretationsmöglichkeiten und als Versuch und Strategie des Aufsteigens zu höheren und abstrakteren Schichten oder zur Bildung neuer Perspektiven auffassen, als ein kreatives Transzendieren, Denken, Spekulieren, neukombinierendes Schematisieren, dann kann man vielleicht von einer Art quasi-poetischer, dichterischer oder poetischer, herstellender, machender, entwickelnder, entwerfender Charakteristik, Nuance oder Komponente des Philosophierens sprechen – unter dem Blickwinkel der erwähnten, nach oben offenen Dichter-Skala, die man in diesem konstruktiv-entwerfenden Philosophieren sehen könnte. Es geht nämlich dann im Gegensatz zur traditionellen Sicherung durch Argumente und Letztbegründung im Wesentlichen doch

bewusst und entschieden um *neue* Gesichtspunkte, um kreatives Überschreiten von Grenzen und Schichten, um das Meta-Interpretieren und kreative Transzendieren, das ich erwähnt habe. Es scheint also auch für die Kreativität des Philosophierens das kennzeichnend zu sein, was für das Kreieren und das Kreative generell gilt und wichtig ist. Darauf möchte ich später noch ausführlicher zurückkommen – unter Berücksichtigung der neueren psychologischen und sozial-psychologischen Untersuchungen zur Kreativitätsforschung.

Zunächst einmal muss man vielleicht sagen, dass die Erweiterung von Mustern, Schemata, Konfigurationen und Darstellungsmöglichkeiten, von Formvariationen, von Ordnungen und Gesetzmäßigkeiten dieser Muster und von Symbolerzeugungen und deren Kombinationen, von Erzeugungspotenzen sich als Entdeckung und Gestaltung, als Erfahrung und Verkörperung von Erleben, als Interpretation und als Interaktion, als Zusammenspiel zwischen Entwürfen darstellt, aber sich natürlich auch zwischen Menschen kommunikativ „ereignet“, die diese Entwürfe entwickelt haben, gleichsam als geistige Innovation und intellektuelle Implementation. So kann sich ein Stil des Philosophierens entwickeln, der in der Tat das Vielfältige, eine Art von Pluralität und Pluralismus, eine Perspektivenvielfalt, neue Frei- und Spielräume in den Mittelpunkt stellt und in diesem Sinne etwas Schöpferisches „darstellen“, ja, verwirklichen und entwickeln kann. Dazu gehört natürlich insbesondere auch das bereits erwähnte Bilden neuer Regeln, wie es Kant zum Beispiel als die charakteristische Eigenschaft des genialen Künstlers aufgefasst und definiert hat. (Und Denker sollten auch Künstler sein können: Kreatoren geistiger Entwürfe.) Das Generieren, das Erzeugen neuer Regeln ist eben für dieses Schöpferische charakteristisch, und das gilt natürlich keineswegs nur für Genies im traditionellen Sinne, sondern durchaus für die Kreativität allgemein. Dies zu sehen und zu berücksichtigen, ist also zweifellos wichtig.

Das Staunen galt – wie eingangs erwähnt – als der Anfang der Philosophie. Das besagt ein Satz, der bei Platon vorkommt, meistens aber Aristoteles zugeschrieben wird. Hierin sind sich beide einig. Freilich kommt bei Platon, natürlich beim platonischen Sokrates, noch ein anderes Moment hinzu, das ich stärker in den Vordergrund stellen möchte, das mehr auch das Hauptkennzeichen der Kreativität generell zu sein scheint, nämlich das Moment der *Begeisterung*. Das Getragensein des Begeisterten von einer Idee, von einem Entwurf, von seinem Engagement. Das entwurfsfreudige, kreative, schöpferische Philosophieren in diesem Sinne muss natürlich ein

engagiertes, enthusiasmiertes, ein begeistertes Philosophieren sein. Und nur Begeisterte können andere begeistern. Deswegen kann man vielleicht sagen – wir kommen also schon der psychologischen Kreativitätsforschung (vgl. Sternberg 1988 und Lenk 2000) mit einer These näher, dass in gewisser Weise die Begeisterung die Mutter der Kreativität ist – und natürlich insbesondere auch der Kreativität in der Philosophie.

Ein indisch-abendländischer Philosoph, der ein Buch über die *Rückkehr des Mythos* geschrieben hat, Pannikkar, hat bei einer Tagung der Weltakademie für Philosophie einmal gesagt, dass die Philosophie eigentlich weniger die Liebe zur Weisheit oder die Liebe der Weisheit sei, wie ja wörtlich die antike Deutung lautet, sondern Philosophieren und Philosophie seien eigentlich eher die Weisheit der Liebe: „*Philosophy is much more the wisdom of love than love of wisdom.*“ „Enthusiasm included“ – würde ich ergänzen. Und darin ist natürlich viel Wahres. Das gilt nicht nur für die Liebe zu einem anderen Menschen, zu anderen Menschen, zum Lebendigen, zur Welt, zum Universum schlechthin, sondern das gilt auch insbesondere – was in der Kreativitätsforschung in den Vordergrund gestellt wird – für die „Liebe“ zu dem, was man sachlich tut.

Der bekannte psychologische Kreativitätsforscher E. Paul Torrance hat diese Idee der „Liebe“ dessen, was man tut, in den Vordergrund gestellt, indem er sagte: „The essence of creativity is being in love with what one is doing“ (1988, 68). Also: „Das Wesen der Kreativität besteht darin, sich zu verlieben in das, was man tut.“ –. Man sieht, die Parallelitäten liegen auf der Hand. Es ist in der Tat so, dass man sowohl beim Philosophieren als auch generell beim kreativen Tun von etwas – das gilt natürlich insbesondere für den Künstler – in dieser Weise Begeisterung, Liebe zur Sache, Objektbegeisterung, „Objektengagement“ und „primäre“, „intrinsische Motivation“, wie manche Psychologen sagen, zu entwickeln hat bzw. eben haben muss – wenn man etwas Außergewöhnliches leisten oder zustande bringen will. Es ist ein Kennzeichen der Kreativität, dass man durch harte Arbeit, durch große Sachkenntnis, aber eben auch durch eine besonders starke Innenmotivation sowie eine Sach- und Aufgaben-Begeisterung erst bestimmte kreative Produkte schaffen und neuartige Resultate schöpferisch erzielen kann. Insofern sollte man diese Gesichtspunkte auch für das Philosophieren wiederentdecken und forcieren, betonen, wenigstens anregen oder initiieren.

Vielleicht brauchen wir außer dem traditionellen Philosophenvogel, der Eule der Minerva, die nach Hegel ja in der Regel erst in der Abenddämmerung ihren Flug beginnt, einen anderen Leitbild-Vogel, der eher dieses

Wiederauferstehen, die Möglichkeit dieser fruchtbaren Verlebendigung, Begeisterung und Verjüngung in den Mittelpunkt stellt. Erst kurz vor dem Ende der Geschichte scheint erst in der Dunkelheit des Geistes die Eule ihren Flug aufzunehmen, so meinen die Philosophen im Anschluss an Hegel. Erst in Krisenzeiten, in dunklen Zeiten kann die Philosophie sich erheben und gehört werden. Durch diese Deutung von Hegels Dämmer-Flug der Eule ist auch eine Art von Fehlauffassung des Philosophierens verbreitet worden. Der Flug der Eule verkam fast zum Fluch der Eule. Philosophie steht nicht erst am Ende der Geschichte der Menschheit, in der Dunkelheit, in Krisensituationen auf. Mir scheint, dass dieser heilige Philosophenvogel, der ja der Göttin Athene gewidmet ist, die ja die Göttin der Weisheit ist. Der Mythos nennt sie die „eulenäugige Athene“, die eben den philosophischen Geist verkörpert, symbolisiert, dieser Philosophenvogel, sollte nicht abgesetzt, sondern müsste durch einen Zukunfts- oder Wiederauferstehungsvogel ergänzt werden. Und da gibt es im alten Ägypten den berühmten Vogel Phönix, den Feuervogel, der aus der Asche immer wieder sich verjüngend aufsteigt. So sagen jedenfalls Darstellungen, die man in Heliopolis gefunden hat. Dieser mythische Vogel Phönix soll alle 500-1000 Jahre wiederkehren und stets die Menschen von neuem erfreuen. Er verbrannte sich immer, wenn er alt wurde – zu alt wurde –, auf einem Scheiterhaufen, um dann aus der Asche wieder steil aufzusteigen und freudig, verjüngt, wiedergeboren in die Höhe zu fliegen. Daher das Motiv des Wiederaufsteigens – „wie Phönix aus der Asche“. Wir sollten vielleicht daran denken, dass der Vogel Phönix ein Orientierungsbild auch für unsere Situation in der Philosophie abgeben kann – neben der alten Eule der Athene, die erst in der Dämmerung ihren Flug beginnt und ein *Nacht*vogel ist. Nichts ist gegen nächtliche Eulen und gegen die Krisenphilosophie zu sagen, doch *neben* dem Nachtflug der Eule sollten der Tagesflug und das Aufsteigen des philosophischen Phönix wieder betont angestrebt und möglichst (ver)wirklich(t) werden. Nicht nur „nachts“ oder auf der Nachtseite der Existenz sollte Philosophieren stattfinden, sondern gerade auch am hellen Tag. Es muss auch eine Möglichkeit der Selbstverjüngung der Philosophie geben. „Nur was sich wandelt, lebt“, sagte Richard Wagner. Philosophie muss sich wandeln, wenn sie lebendig bleiben will. Sie muss sich immer wieder verlebendigen, selbst vitalisieren, selbst verjüngen. Sie müsste also diesem Strategem des Feuervogels Phönix folgen. Wir sollten ihn neben der Eule der Athene als einen zweiten Philosophenvogel küren.

Literatur

- Betti, E. (1967) *Allgemeine Auslegungslehre als Methodik der Geisteswissenschaften*, Tübingen: Mohr.
- Betti, E. (²1972) *Die Hermeneutik als allgemeine Methodik der Geisteswissenschaften*, Tübingen: Mohr.
- Cassirer, E. (³1974) *Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit*, vol. I, II, III. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Cassirer, E. *Philosophie der symbolischen Formen*, 3 Bände. (²1956 [1923]) vol. I, Oxford: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. (⁷1977) vol. II, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. (⁴1964) vol. III, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Chladenius, J. M. (1969) *Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften*, Düsseldorf: Stern-Verlag Janssen & Co. (Nachdruck d. Ausg. Leipzig 1742).
- Dilthey, W. (1914 ff.) *Gesammelte Schriften*, vol. 1 ff., Stuttgart: Teubner.
- Fellmann, F. (1991) *Symbolischer Pragmatismus. Hermeneutik nach Dilthey*, Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Flacius Illyricus, M. (1968) *De ratione cognoscendi sacras literas*, ed./transl. L. Geldsetzer, Düsseldorf: Instrumenta Philosophica.
- Heidegger, M. (2001) *Einführung in die Philosophie (Vorlesung von 1929, zit. n. Mitschr. von Simon Moser)*, erschienen in *Gesamtausgabe*, vol. 27, Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann.
- Kant, I. (1971) *Kritik der Urteilskraft*. In: *Kants Werke*. TB Bd. V, Akademie-Ausgabe.
- Keller, W. (1972) "Philosophische Anthropologie – Psychologie – Transzendenz", In: Gadamer, H. G. – Vogler, P. (eds.): *Neue Anthropologie*, vol. 6, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 3-43.
- Lenk, H. (1973) *Metalogik und Sprachanalyse*. Freiburg: Rombach.
- Lenk, H. (1993) *Interpretationskonstrukte*, Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Lenk, H. (1993a) *Philosophie und Interpretation*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lenk, H. (1994a) *Von Deutungen zu Wertungen*, Frankfurt/M: Suhrkamp.

- Lenk, H. (1995) *Interpretation und Realität*, Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Lenk, H. (1995a) *Schemaspiele*, Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Lenk, H. (1998) *Einführung in die Erkenntnistheorie*, München: Fink (UTB).
- Lenk, H. (2000) *Erfassung der Wirklichkeit*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Lenk, H. (2000a) *Kreative Aufstiege*, Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Lenk, H. (2001) *Kleine Philosophie des Gehirns*, Darmstadt: WBG.
- Lenk, H. (2003) *Grasping Reality*, Singapore: World Scientific.
- Lenk, H. (2004) *Bewusstsein als Schemainterpretation*, Paderborn: Mentis.
- Lenk, H. (2011) *Das flexible Vielfachwesen*, Weilerswist: Velbrück.
- Lenk, H. (2013) *Kreative Pluralität*, Bochum-Freiburg: Projektverlag.
- Lenk, H. (2020) *Creativity and Responsibility*, Bochum-Freiburg: Projektverlag.
- Pepper, St. (1970 [1942]) *World Hypotheses*, Berkeley CA: University of California Press.
- Rötzer, F. (1987) *Französische Philosophen im Gespräch*, München: Boer.
- Schleiermacher, F. D. E. (1974) *Hermeneutik*, Heidelberg: Carl Winter.
- Schleiermacher, F. D. E. (1977) *Hermeneutik und Kritik*, Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Sternberg, R. J. (ed.) (1988) *The Nature of Creativity*, Cambridge UK: Cambridge University Press.
- Torrance, E. P. (1988) "The nature of creativity as manifested in its testing", in: Sternberg, R. J. (ed.) (1988) *The Nature of Creativity*, Cambridge UK: Cambridge University Press, 43-75.
- Weischedel, W. (1960) *Wirklichkeit und Wirklichkeiten*, Berlin: de Gruyter.
- Weischedel, W. (1975) *Der Gott der Philosophen*, 2 vols, Darmstadt: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Zovko, J. (2007) "Die Bibelinterpretation bei Flacius (1520-1575) und ihre Bedeutung für die moderne Hermeneutik", In: *Theologische Literaturzeitung* 132 (2007), 1169-80.